

„Verdammt Schurke!“ rief Müller. „Aber laß ihn nur laufen, Wilhelm, der entgeht dem Galgen nicht! Kinder, heut' ist ein Tag, den ich roth im Kalender anstreiche, und es soll mich wundern, wenn nicht noch etwas passiert!“

„Onkel, jetzt ist die Reihe des Fragens an mir,“ sagte Anna. „Wenn sich nun ein Mann fände, dem ich zum höchsten Dank verpflichtet bin, der mich aus voller Seele liebt, und dem ich von Herzen zugethan bin, wenn dieser Mann vor Dich hinträte und sagte: „Gieb mir Deine Pflgetochter zur Frau!“ — was würdest Du antworten?“

„Wenn ich ihn kenne und die Ueberzeugung habe, daß er Dich glücklich machen wird, so sage ich „Ja“ mit tausend Freuden.“

„Dann bin ich so frei,“ sagte Wilhelm. „Ich bitte, lieber Onkel, gieb uns Deinen Segen.“

„Da habt Ihr Euch!“ rief Müller und legte segnend ihre Hände ineinander. „Ich wußte es ja, Kinder, daß sich heute noch etwas ereignen mußte. Tom, nimm den Schlüssel, spring hinunter und bringe Champagner!“

Anna lief auf Bertha zu und schlang ihre Arme um deren Hals.

„Verzeihst Du mir?“ sagte sie.

„Was hätte ich Dir zu vergeben?“ fragte Bertha verwundert.

„Mein räthselhaftes Betragen,“ entgegnete Anna erröthend. „Ich glaubte, in Deinem Benehmen eine Neigung für Wilhelm zu erkennen und war daher eifersüchtig.“

„Du Narrchen,“ schalte Bertha, „das war nur eine Vorahnung von verwandtschaftlicher Zuneigung. Hättest Du wie immer mich ins Vertrauen gezogen, so wäre uns manche trübe Stunde erspart geblieben.“

Tom stellte die Champagnerflaschen auf den Tisch und schnalzte mit der Zunge, dann ließ er den Stöpsel fliegen und rief: „Puff!“

„Heute geht Alles Puff!“ rief der glückliche Hausherr. „Da steht ein Brautpaar und jetzt ist die Verlobung!“

Er füllte die Gläser und auch Tom bekam das feine; ehe er jedoch trank, lachte er verschmitzt und sagte heimlich zu seinem Herrn:

„Tom ist kein Esel! — Weißer Buchhalter stiehlt doch — deutsche Miß ihr Herz.“

Was wollen die Antisemiten?

(Eingesandt.)

Der Antisemitismus, von dem jetzt so viel die Rede ist, ohne daß über seine Ursachen und Ziele noch vielfach Klarheit herrscht, weil keine Bewegung so verkannt und verkleumet wird, wie er, ist, wie jede neue Bewegung im öffentlichen Leben, die nothwendige Reaction gegen öffentliche Nothstände. An zwei Uebeln krankt unsere Zeit, an der wirtschaftlichen und socialen Nothlage und an der Judennoth. Wir werden sehen, daß beide Uebel aufs engste zusammenhängen, und daß eine Partei, die das eine heben will, sich gegen das andere nicht blind stellen darf. Die antisemitische Bewegung ist aus dieser Erkenntniß hervorgegangen. Weil nun aber bisher fast immer nur von der Judenfeindschaft die Antisemiten und nie von ihren wirtschaftlichen Zielen die Rede gewesen ist, so wollen wir heute zuerst gerade von diesen sprechen.

Wer eine Krankheit heilen will, muß zuerst die Ursache ergründen. Das hat man sich nicht immer klar gemacht. Es giebt noch heute Leute, die ernsthaft glauben, die Socialdemokraten wären an der ganzen socialen Frage schuld, man könne diese aus der Welt schaffen, wenn man jene durch Polizei und Ausnahmegesetze so lange gewaltthätig unterdrücke, bis sie die Geschichte satt bekämen. Die Antisemiten denken darüber anders. Sie erkennen an, daß es heute in den Groß- und Fabrikstädten ein zahlreiches, erschreckend schnell anschwellendes Proletariat giebt, und sie finden es begreiflich, daß dies Proletariat über die Segnungen unserer gesellschaftlichen und staatlichen Einrichtungen ungefähr so denkt, wie es thut.

Aber wer ist denn Proletarier, woran erkennt man ihn? Hat es nicht stets Unternehmer und Arbeiter gegeben? Gewiß, es ist aber nicht jeder Arbeiter ein Proletarier. Um den Unterschied zu erkennen, wollen wir das Verhältniß zwischen Meister und Gesellen betrachten, soweit das Handwerk noch lebenskräftig, das heißt nicht durch Großbetriebe verdrängt ist. Auch Meister und Gesell stehen in dem Verhältniß von Unternehmer und Arbeiter zu einander, es kann auch wohl einmal zu Lohnstreitigkeiten zwischen ihnen kommen. Sie stehen aber einander nicht als zwei fremde scharf gesonderte Klassen gegenüber, weil der Meister selbst einst Gesell war und der Gesell wiederum begründete Hoffnung hat, dereinst es bis zum Meister zu bringen. Denn so lange in einem Gewerbe der handwerksmäßige Kleinbetrieb herrscht, giebt es in ihm so viele selbstständige Brodstellen, daß jeder Arbeiter hoffen kann, sich eine davon zu erringen. Mit dem Vereinbrechen der Großbetriebe aber verschwinden die kleinen selbstständigen Brodstellen, die Aussicht, eine selbstständige Existenz zu erringen, wird für den Gesellen immer geringer, umsomehr, als zur Eröffnung

eines neuen großen Betriebes Mittel gehören, die er sich niemals durch seine Arbeit erwerben kann. Mit der weiteren Ausbildung der Großbetriebe kommen wir in jedem Gewerbe an einen Punkt, wo die Kleinbetriebe völlig verschwinden. Dann ist es für den Arbeiter unmöglich, sich in seinem Gewerbe selbstständig zu machen, dann ist er Proletarier, dann fühlt er sich als solcher, verurtheilt, ewig für Andere zu arbeiten, ohne Hoffnung, es durch Fleiß und Geschicklichkeit je zu etwas Besserem zu bringen. Ob er Tagelöhner oder Arbeitsmann, ob er gelernter Handwerker oder gar akademisch gebildeter Techniker ist, thut dabei nicht viel zur Sache: das Proletariat, mit Allem, was an Unzufriedenheit und Grimm drin und dran hängt, beginnt überall dort, wo dem Arbeiter die Hoffnung abgeschnitten ist, es dereinst zur Selbstständigkeit zu bringen.

Es giebt also nur ein Mittel, das Anwachsen des Proletariats und seiner in der Socialdemokratie verkörperten Unzufriedenheit zu bekämpfen, es heißt „Schutz des Mittelstandes“, Erhaltung der kleinen selbstständigen Brodstellen und der sie ausfüllenden bescheidenen, aber zufriedenen Handwerker und kleinen Gewerbetreibenden. Und das wollen die Antisemiten. Nun giebt es ja allerhand schöne Schlagworte, die da sagen, dem Großbetrieb gehöre die Zukunft, und das sogar als einen großartigen Culturfortschritt preisen. Nun wahrlich, wenn die Zukunft unserer Cultur so aussieht, daß sie unser Volk in zwei unversöhnlich sich hassende Klassen auseinanderreißt, ein ungeheures Proletariat auf der einen Seite, das nichts mehr hofft, aber auch nichts mehr verlieren kann und deshalb für alle deutschen Ideale nur noch ein Achselzucken hat, und eine Handvoll Commerzienräthe und Millionäre auf der andern Seite, zwischen beiden aber eine gähnende Kluft, in der kein frischer, fröhlicher Mittelstand mehr sich regt, — wenn das die vielgepriesenen Segnungen der modernen Cultur sind, so rufen wir Antisemiten: Fort damit! Es ist unsere heilige Pflicht, diesem Cultur-Lindwurm den Fuß auf den Nacken zu setzen und ihn zu zertreten. Es ist eine Pflicht nationaler Selbsterhaltung; denn ein Volk, das nur noch aus einer Proletarier-Herde und ein paar hundert Millionären besteht, ist nicht mehr lebensfähig.

Aber es giebt ja doch kein Mittel, den Siegeslauf der Großindustrie aufzuhalten und den Handwerker zu schützen, wirft uns mit überlegenem Lächeln der Manchestermann ein. Ja, wenn man nach dem schönen Grundsatz „laissez faire, laissez aller“ die Hände in den Schoß legen und ruhig zusehen will, wie der wirtschaftliche Starke den Schwachen aufrisst, dann giebt es freilich keine Hilfe. Es liegt aber eine heillose Heuchelei in der Art, wie die Manchesterleute ihren Grundsatz vom „freien Spiel der Kräfte“ anwenden: Wenn der Starke den Schwachen vernichtet, so finden sie das ganz in der Ordnung, es ist eben der natürliche Lauf der Dinge, thun sich aber die Schwachen zusammen, um sich zu schützen; organisiren sie sich als wirtschaftliche Partei mit der Absicht, eine Gesetzgebung zu schaffen, bei der sie bestehen können, so schreit die ganze Manchester Schule, das sei ein wider natürliches Beginnen, das beeinträchtigt die freie wirtschaftliche Entwicklung! Der Mittelstand aber hat zu ernste Sorgen, um sich durch solche Taschenspielerstücke noch länger davon abhalten zu lassen, seinem Todfeinde ernstlich an den Thron zu gehen. An Mitteln dazu fehlt es nicht, wir wollen hier nur eins hervorheben: stärkere Heranziehung der Großindustrie zu den Lasten, die der Gewerbestand zu tragen hat. Man hat noch in allerneuester Zeit eine Ungerechtigkeit gegen den Handwerkerstand begangen, die gesühnt werden muß. Die neuere Socialgesetzgebung (Unfallversicherung, Invaliditäts- und Altersversicherung) war bestimmt, der Socialdemokratie die Waffen zu entwinden, und diese wiederum ist uns durch die Großindustrie bescheert worden. So war also die Großindustrie der schuldige Theil, ihr hätte man auch die Lasten auflegen sollen. Statt dessen hat man auch die Handwerker mit belastet und ihnen den Kampf ums Dasein noch mehr erschwert. Das aber heißt die sociale Frage verschärfen, statt zu lösen. Nun wohl. Das Reich braucht jetzt neue Geldmittel. Die Antisemiten verlangen, daß zu deren Aufbringung vor Allem auch die Großindustrie herangezogen werde.

Das wird natürlich ein großes Geschrei geben, der Industrie darf nichts geschehen, wird es heißen, sie ernährt ja die Arbeiter. Wenn ihr ihr ein Härchen krümmt, so werden Tausende brodlos. O, über die menschenfreundlichen Fabrikanten, die so zärtlich um das Wohl ihrer Arbeiter besorgt sind! Denken sie auch in den gepriesenen Zeiten des wirtschaftlichen Aufschwunges, wo sie nicht genug Arbeiter vom Lande in ihre Fabriken ziehen können, um nur ja recht viel Waare bei der günstigen Conjunction auf den Markt werfen zu können, — denken sie wohl daran, was aus diesen Hunderttausenden nachher werden soll, wenn zur Zeit der mit unheimlicher Pünktlichkeit sich einstellenden Krise der Absatz und die Production stockt? Fällt ihnen nicht ein. Sie haben ihre Arbeiter bezahlt, so lange sie sie beschäftigt haben, woher sie kamen,

wo sie bleiben, was geht das sie an! Und das nennen die Vertheidiger der Großindustrie „für Arbeit sorgen!“ Nun könnten freilich die in den Fabriken brodlos gewordenen Arbeiter wieder zur Landarbeit zurückkehren. Erfahrungsmäßig aber thun sie es so gut wie nie. Das Endergebnis ist stets, daß sie der Landwirtschaft dauernd entzogen bleiben, daß bei dieser Mangel an Arbeitskräften herrscht, daß die Landwirthe der westlichen Provinzen sich ihre Arbeiter aus den östlichen verschreiben, und die Landwirthe in den Ostprovinzen — aus dem Auslande. Ja, selbst in Sachsen macht sich bereits auf dem Lande eine tschechische Einwanderung bemerkbar. So also wirkt die Großindustrie auf unser deutsches Volksthum: statt es zu nähren, verzehrt sie unser Volk, und an den Grenzen dringt überall das Slawentum herein. Darum fordern die Antisemiten in scharfem Gegensatz zum neuen Course, daß der Großindustrie der Daumen auf's Auge gedrückt werde, daß man ihr volksvernichtendes Treiben zum Stillstand, womöglich zum Zurückgehen bringe. Am wenigsten aber werden sie dulden, daß man die Großindustrie gar auf Kosten der Landwirtschaft fördere. (Staatsb.-Bzg.)

Bermischte Nachrichten.

— Insterburg. Ein brutaler Raubfall wurde auf der Chaussee in der Nähe der Stadt gegen den Klempner H. verübt. Derselbe wurde dort von zwei unbekanntem Männern angefallen und derartig mit Stöcken bearbeitet, daß er bald kraftlos niederfiel. Auf seine Bitte, ihm doch wenigstens das Leben zu lassen, da er Frau und Kinder habe, ließen die Unholden von ihm ab. H. blieb bewußtlos liegen. Als er nach einiger Zeit wieder zu sich kam, fand er zu seinem Entsetzen, daß die Unmenschen ihm nicht nur das Portemonnaie mit etwa 10 M. Inhalt, sondern auch sämtliche Kleider bis auf das Hemd geraubt hatten. In diesem jammervollen Zustand langte H. Nachts in Insterburg an.

— Viel Aufsehen verursachten in studentischen Kreisen die Folgen einer Mensur. Der stud. med. Sch. in Berlin hatte bei einer Paukerei vor 8 Tagen einen Schmiss erhalten, durch welchen ihm die linke Wade geschlitzt und der Beckenknochen angeschlagen war. Der anwesende Pulkarzt nähte die Wunde sofort zu, doch traten später bedeutende Blutungen ein und das ganze Gesicht schwoll so an, daß der Verwundete sich nach der königlichen Klinik in der Ziegelstraße begeben mußte, wo jetzt an ihm eine schwierige Operation vorgenommen wurde. Doch ist es noch fraglich, ob es der ärztlichen Kunst gelingen wird, Sch. am Leben zu erhalten, da die Blutvergiftung, um welche es sich hierbei handelt, zu weit vorgeschritten ist.

— Künstler rache. Als Carolus Duran noch kein vielgeehrter Bildnißmaler war, wie gegenwärtig, hatte er das Porträt einer Dame aus der Pariser Gesellschaft zu malen bekommen, die lange ihrer Schönheit wegen sehr gefeiert worden war, inzwischen aber den Rubikon der Fünfzig bereits überschritten hatte, ohne das zugestehen zu wollen. Sie war auf dem Bilde in großer Toilette und anmuthiger Stellung wiedergegeben — auf einen Armstuhl gestützt und sich in einem Spiegel beschauend, der ihr Konterfei zurückstrahlte. Das Porträt war sprechend ähnlich ausgefallen, allein eben deshalb erklärte die Dame, sie erkenne sich in dem Bilde nicht wieder, das also in dem Atelier des Malers stehen blieb. Nun war Duran damals noch nicht in der Lage, 3000 Fr. — den ausgemachten Preis des Porträts — so ohne Weiteres fahren zu lassen, und so entwarf er denn einen Racheplan. Wenige Tage vor einer kurz danach im Louvre veranstalteten Privat-Gemälde-Ausstellung wurde der betreffende Name im Vertrauen mitgetheilt, daß der Künstler das von ihr zurückgewiesene Bild dort ausstellen werde, jedoch mit einigen Zuthaten, welche sie schwer kompromittirten. Sie begab sich sofort in das Atelier Durans, wo ihr Bild ebenso lebensähnlich wie früher, noch auf der Staffellei prangte. Aber das Kopfhaar auf demselben war inzwischen merklich dünner geworden, und die Dame hielt jetzt zwei schwere Flechten falschen Haars in der Hand. Auf dem Tische ihr zur Seite sah man mehrere Flacons mit Etiketten, auf denen die Worte „Lilienmilch“, „Schönheitswasser“, „Elixir gegen Runzeln“ u. s. w. deutlich zu lesen waren. „O, das ist ja schändlich!“ rief die Dame, vor Entrüstung bebend, aus. — „Aber, mein Gott, was wollen Sie denn und worüber beklagen Sie sich?“ entgegnete der Maler gelassen. „Sie haben erklärt, dies sei nicht Ihr Porträt, und auch ich habe inzwischen eingesehen, daß Sie im Rechte sind. Das Bild ist ein bloßes Phantasiestück, und als solches gedente ich es dem Publikum vorzuführen.“ — „Sie wollen also in der That dies Bild ausstellen?“ — „Ja, allerdings, meine Gnädigste — aber nicht als Porträt, sondern einfach als Studie, welche im Katalog den Titel „Die Kokette von fünfzig Jahren“ führen wird.“ Die Schöne wollte zuerst in Ohnmacht fallen, zahlte aber dann die 3000 Franken, nachdem der ungalante Maler in ihrer Gegenwart die kompromittirenden Attribute von dem Bilde entfernt hatte.